

Von dieser Zeitung erscheint wöchent-
lich eine Nummer von in der Regel
zwei Bogen in Um Schlag. —

Preis des ganzen Jahrgangs von
52 Nummern 8 Thlr. Bestellungen
nehmen alle Postämter, Kunst- und
Buchhandlungen an.

Abend.



Zeitung.

Siebenunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge

Dritter Jahrgang.



No. 20.

Donnerstag, am 12. Mai.

1853.

Die Bwillingschwester.

Novelle

von

Juliette Korb.

(Fortsetzung.)

En einem schönen freundlichen Zimmer der
Velle-Etage eines großen Hauses, dessen Fenster die
Aussicht auf eine belebte Straße hatten, saß an einem
derselben ein junges Mädchen mit einer Stickerei
am Rahmen, fleißig beschäftigt. Sie ließ nur sel-
ten die glänzenden dunkelbraunen Augen über die
Arbeit hinwegstreifen und ihre Nadel fuhr unab-
lässig durch das vor ihr ausgespannte Gewebe. Die
junge Dame hatte den Kopf etwas gebeugt und
eine Fülle dunkler Locken umwogten und verschleierten
ihre schönen Züge. Ihre Gestalt erschien schlank
und üppig und wurde durch einen einfachen eleganten
Anzug noch mehr hervorgehoben. Die ganze Um-
gebung zeigte von Geschmack und einem gewissen
Wohlstand. Das Zimmer war ziemlich groß, und
die Strahlen der Herbstsonne machten es jetzt sehr
gemüthlich, wozu besonders eine Etagère mit Blumen
und zwei zierliche Vogelbauer mit kleinen gelben

Bewohnern, die ihre Stimmen oft ertönen ließen,
viel beitrug. Werthvolle Kupferstiche zierten die
Wände, und ein großer geöffneter Flügel ließ ver-
muthen, daß die Bewohnerin oft ihre weißen feinen
Hände auf den Tasten umbertanzen ließ.

Die Thür wurde geöffnet, und eine ältere
Dame trat in das Zimmer, von einem kleinen seiden-
haarigen Spitz begleitet, der, seiner Herrin voraus-
eilend, zu dem jungen Mädchen eilte und ihr liebe-
vollend auf den Schooß sprang.

„Liebes Kind,“ nahm die Eintretene das
Wort und strich mit der Hand über des Mädchens
Locken, „Du bist aber auch gar zu fleißig. Victor
kommt erst in acht Tagen, da hast Du ja noch
viel Zeit; doch was sehe ich, Du bist ja beinahe
fertig, noch diesen einzigen Zweig, dann ist das
große Werk vollendet. Aber wie wird sich auch der
gute Junge freuen über die köstliche Weste. Es
soll aber auch die Verlobungsweste werden und darum
hast Du auch so fleißig gestickt, nicht wahr, mein
kleiner Schelm?“

„Ach, Mutter, daran habe ich nicht gedacht,“
sagte erröthend das Mädchen, „aber Vaters Weste,
die ich gestickt, gefiel Victor so gut, und Du weißt,

wie gern ich ihm eine Freude mache. Er bringt mir immer etwas schönes von der Reise mit, da ist es doch nicht mehr als billig, daß — — und wir sind uns ja überhaupt so gut, wie Geschwister."

"Ich hoffe etwas mehr," liebe Felice, nicht wahr, mir kannst Du es schon gestehen?" fragte lächelnd Madame Liebau.

"Victor ist der beste Mensch mit dem vortrefflichsten Herzen und nach Dir Mama, und dem Papa ist er mir am liebsten und dann, und dann zuletzt kommst Du mein kleiner allerliebster Joli." Mit diesen Worten sprang sie auf, hob das Händchen hoch in die Höhe und lachte wie ein fröhliches, harmloses Kind.

Herr Liebau kam jetzt auch in das Wohnzimmer und fragte nach dem Grunde dieser Lustigkeit. Seine Frau erwiderte lachend, es sei die Freude über Victor's baldige Ankunft.

"In sechs Tagen ungefähr muß er hier sein," sagte Herr Liebau, „aber der Junge hat diesmal so kurz und abgebrochen geschrieben, daß ihm ordentlich der Text muß gelesen werden. Nur das Nothwendigste des Geschäfts, weiter nichts. Felice, Du mußt ihn ernstlich in die Kur nehmen."

"Ja, auf mich wird er auch nicht hören!" entgegnete sie, „und ich weiß schon, Papa, ist Victor erst hier, hast Du allen Verdruß vergessen, nicht wahr? Aber nun muß ich fort," rief sie, indem ihr Blick die Pendüle streifte, „sonst warten meine Kinderchen vergeblich auf die Lehrerin."

Felice ging in das Nebenzimmer und kam einige Minuten darauf mit einem kurzen Mäntelchen bekleidet und einem rosafarbenen Hut wieder. Ihr frisches, blühendes Gesicht erschien darin ganz reizend mit dem ganzen Zauber der Jugend und Anmuth ausgestattet. Sie reichte den Eltern die Hand und eilte dann flüchtig hinaus, die Treppe hinunter. Die beiden Gatten sahen ihr glücklich lächelnd nach und sprachen, wie es oft geschah, von ihrem Lieblinge Felice, die ihre Liebe und Sorgfalt bis jetzt so reichlich gelohnt, und ihnen noch niemals Veranlassung gegeben hatte, zu bereuen, sie aus dem Dunkel und dem Elend ihrer Geburt und ersten Jugend hervorgezogen zu haben. — Felice war auch, ohne zu ahnen, daß der Kaufmann Liebau nicht ihr Vater sei, ihm und seiner Gattin die zärtlichste Tochter. Sie besaß ein edles, großes Herz

und ihr Charakter war nicht durch hervorragende Schattenseiten entstellt. Nein, sie war vielmehr ein glückliches fröhliches Geschöpf, aber auch zugleich großmüthig und hingebend, mit ein wenig schwärmerischer Denkungsart gepaart, wozu vielleicht die etwas zu eifrige Romantektüre beigetragen, ohne auf ihr Herz einen besondern Nachtheil auszuüben. Lektüre, Musik und Theater waren die Lieblingsneigungen des Mädchens, und die Eltern bei ihren großen Mitteln hatten ihre Wünsche in dieser Hinsicht immer befriedigt und ihr diese Genüsse niemals verkümmert.

So war Felice aufgewachsen, ohne es wie Dolores zu ahnen, daß ihr eine Zwillingsschwester mit ebenso vielen inneren, wie äußeren Vorzügen als ihr getreues Ebenbild lebe. Felice galt als einzige Tochter ihrer begüterten Eltern, und hatte als solche die ausgezeichnetste Erziehung erhalten. Es wurde nichts geipart, ihre geistigen Fähigkeiten zu entwickeln und ihre Talente auszubilden. Die schöne Naturgabe, eine umfangreiche, glöckereine Stimme und den reinsten Sinn für Musik theilte sie mit ihrer Schwester, der dieses Talent als Lebensunterhalt, wie dieser zum Vergnügen dienen sollte. Felice war lebhafter, feuriger wie Dolores, die auch heiter, aber sanfteren, weicheren Gemüths war, doch beide wieder besaßen Seelenstärke und eine gewisse Charakterfestigkeit in gleichem Grade. Es waren zwei Perlen von gleichem Schmelz, die Fassung der einen hellglänzendes, die der andern feines mattes Gold, doch beide von demselben Werthe.

Victor Liebau war der einzige Sohn von Herrn Liebau's älteren Bruder, der Beamter in der Hauptstadt gewesen, aber schon vor vielen Jahren an einem Nervensieber, das erst seine Frau hinweggerafft, gestorben, und sein einziges Kind, den damals funfzehnjährigen Victor, als Waise hinterlassen hatte. Herr Liebau reiste sogleich nach der Hauptstadt, ordnete die Angelegenheiten seines Bruders und nahm den allein stehenden Knaben mit sich. Hier wurde er Felicens Spielgefährte in den Freistunden, beide liebten und vertrugen sich geschwisterlich. Die zehnjährige Felice holte sich oft Rath bei dem älteren Victor, wenn die Schularbeiten ihr nicht allein gelingen wollten, dagegen war sie oft Fürbitterin, wenn Victor einen dummen Streich gemacht. Das größte hingebendste Vertrauen herrschte

zwischen beiden, selten nur gab es kleine Zänkereien, die aber auch sogleich beigelegt wurden. Victor wurde nach seines Onkels eigenem Wunsch Kaufmann und kam, als er im Verwandtenhause die Lehrzeit vollendet, in ein anderes großes Geschäft einer Sees- und Handelsstadt. Er war und blieb ein unverdorbenes Jüngling, obgleich lebhaften Geistes ließ er sich nie zu einer strafbaren Handlung hinreißen, die ihm seiner Verwandten Liebe und die eigene Achtung hätte entziehen können. Seine Grundsätze waren fest und edel, wozu schon die erste Erziehung seines vortrefflichen Vaters und das sie befestigende Beispiel seiner Umgebung beigetragen hatte. Daß er sich gern dem Vergnügen hingab, kann man dem lebhaften jungen Mann nicht verdenken. Er tanzte gern, leidenschaftlich, und zog einer Partie Whist den Besuch des Theaters vor. So hatten Victor's und Felice's Charaktere viel Aehnlichkeit, beide begegneten sich in denselben Neigungen, und ihre Pflegerinnen wünschten nichts sehnlicher, als ihre innigste Verbindung. Schon als Victor zuerst in das Haus seines Onkels kam, hatte dieser und seine Frau oft scherzend die Kinder ein Brautpaar genannt; Beide kannten auch die Wünsche der Eltern, doch hatten sie selbst in spätern Jahren nie darüber gesprochen. Victor war mehrere Jahre abwesend gewesen und hatte nur kurze Besuche gemacht. Beide hatten sich entwickelt, aber das frühere vertraute Verhältniß schien, als hätte es auch nicht einen Augenblick aufgehört, sobald sie sich wiedersehen. Es war ganz dasselbe heitere Verkehr. Felice fragte neckend nach Victor's Erhebungen, er nach ihren Verehrern, und beide erzählten sich fröhlich scherzend, mit wem sie am meisten und am liebsten getanzt, ohne auch nur durch das geringste Erhöhen der Farbe ein schnelleres Pulsiren zu bekunden. Victor erreichte jetzt bald sein vierundzwanzigstes Jahr und befand sich seit einem Jahre wieder in dem Geschäft seines Onkels. Er war seit einigen Wochen auf einer Geschäftsreise und sollte nach seiner Rückkehr zu seinem Geburtstage durch die Nachricht, Theilnehmer des Geschäfts zu werden, überrascht werden. Die Verlobung mit Felice sollte die langgehegten Wünsche der Eltern krönen, und mit frohen Blicken schauten diese in die Zukunft ihrer Lieblinge. Wer aber vermag das Ende zu berechnen, so glänzend der

Anfang ist und alles übereinzustimmen scheint. Victor kam am bestimmten Tage an, hatte die Geschäfte zur Zufriedenheit seines Onkels besorgt und theilte nun den traulichen Abendzirkel. Er erzählte vielerlei in seiner gewohnten Weise, aber oft lag ein tiefer Ernst auf seiner sonst so heitern Stirn, der Felice auffiel, doch ohne daß sie ihre Bemerkung nach ihrer Gewohnheit laut werden ließ. Sie fragte nach seinen Vergnügungen und welche Theater er besucht, ob er eine neue Oper gehört und welches Schauspiel ihn angesprochen. Ein nur für sie hörbarer Seufzer entfloß seiner Brust, doch schnell erzählte er mit einiger Hast, daß er einige hübsche Lustspiele gesehen und zwei zwar nicht neue, aber ausgezeichnet durchgeführte Opern: „den Freischütz und Norma.“ „Ach Felice,“ sagte er bittend, „thue mit den Gefallen und singe mir Agathens Arie: „und ob die Wolke“ — ich glaube, Deine Stimme hat Aehnlichkeit mit jener Agathe, wie Du mich überhaupt an sie erinnerst. Bitte bitte, komm.“

„Gern, wenn es Dir Vergnügen macht,“ entgegnete sie und folgte ihm zum Flügel. Victor saß im Dunkel, Felice gegenüber, und diese konnte, ohne daß er es merkte, ihn genau beobachten. Sie sah, wie er ihren Tönen lauschte, zuweilen dazu nickte, dann wieder den Kopf schüttelte und zuletzt diesen in die Hände gestützt, in tiefes Sinnen versunken schien. Die Arie war beendet, Felice's natürlicher Instinkt und Zartgefühl wollte nicht, daß, was es auch sei, jetzt ans Licht gezogen und berührt werde, aber etwas ungewöhnliches mußte es sein, da sie Victor noch nie so gesehen.

Sie stand auf und sagte freundlich: „lieber Victor, Du bist wohl müde von der Reise und hast Kopfschmerz, ich will Dir ein Brausepulver zurecht machen.“ Ein freundlicher Händedruck war die Antwort.

Felice eilte nach einem Schränkchen und holte die Pulver, indem sie zur Mutter sagte: „Victor hat Kopfschmerz und ist von der Reise abgesspannt. Madame Liebau ging zu ihm und legte die Hand auf die brennende Stirn.“

„Es ist doch nichts von Bedeutung,“ fragte der Vater.

„Nein, nein, es ist nichts,“ erwiderte Victor und stand schnell aus seinem Winkel auf. „Ich werde das Brausepulver trinken und gleich zu Bett

gehen, morgen ist dann alles wieder gut." Felice bereitete ihm das Gewünschte, er dankte und sagte allen eine gute Nacht.

Es war das erste Mal, daß Felice, die sonst bald in einen ruhigen Schlaf versiel, heute nicht sobald die Augen schließen konnte. Es war etwas ganz besonderes mit Victor vorgefallen, das sagte sein ganzes etwas gezwungenes Benehmen. Sie dachte mehr als sonst an ihn und wünschte nichts mehr, als die Ursache seiner Veränderung zu erfahren; denn körperliches Unwohlsein hatte sie ihm allein eingeredet. Das Unbehagen lag tiefer, es war geistiger, seelischer Natur. Sie dachte nach, wie sie wohl dahinter kommen könnte, was ihn bedrückte und war in Erwartung, ob er wohl noch dasselbe Vertrauen wie früher zu ihr haben würde, und es ihr am andern Tage gestehen. Diese Gedanken erfüllten sie noch lange, bevor der Schlaf ihre Augenlieder schloß.

Victor erging es nicht anders. In seinem Zimmer angekommen, warf er sich auf das Sopha und blieb eine Zeit lang in tiefes Sinnen verloren. Auch er wußte, daß Felice seine bestimmte Braut sei, er war damit zufrieden gewesen bis noch vor kurzer Zeit, aber jetzt wußte er, daß Felice ihm nur eine theure Schwester sein könne. Er stand im Begriff, die schönste Hoffnung seiner verehrten Pflegeeltern zu vernichten und diejenige, die ihn vielleicht so innig liebte, unglücklich zu machen oder zu hintergehen. Nein, niemals, sprach sein Rechtsgefühl. Betrügen will ich sie nicht, ich will ihr mein Vertrauen wie bisher nicht entziehen. Ach, es ist ja leicht möglich, so schmeichelte ihm die Hoffnung vor, auch sie liebt mich nur als Bruder, und ich kam ihren Wünschen entgegen. Endlich, nachdem er zu dem Resultat gelangt, Felicen den Zustand seines Herzens, der nichts weniger als voll Hoffnung war, zu enthüllen, wurde er ruhiger und in seine Gedanken trat nun das liebliche Bild, dem er seine Verehrung zollte. Aber auch nicht lange hielt dieser Zauber an, und der Schmerz, daß jene Erscheinung nur zu flüchtig gewesen und er ja noch nicht einmal wisse, ob das Mädchen auch für ihn wärmere Gefühle hege, ihr Geschick sie aber zu schnell getrennt, ohne Hoffnung eines baldigen Wiedersehens, dieser Schmerz bestürmte des jungen Mannes Herz. Er eilte an seinen Schreibtisch und gab hier den

Gefühlen Worte, indem er die besang, die den Sturm in seinem Innern angefaßt und entscheidend in sein Leben getreten war.

Gehen wir einige Wochen in unserer Erzählung zurück bis zu jenem Abend, wo Lorch den das erste Mal die Bretter betrat. Im dichtgefüllten Hause auf einer der ersten Bänke des Parquets saß damals ein junger Mann von schönen Gesichtszügen; ein kleiner Schnurrbart gab dem glücklichen Ausdruck noch etwas keckes und seine blauen Augen strahlten vor Lust und Jugendmuth. Die Ouvertüre begann, der Vorhang hob sich und der junge Mann war ganz Auge und Ohr. So oft er die Oper auch schon gehört hatte, so hatte sie für ihn immer noch Anziehungskraft. Zum zweiten Mal rollte der Vorhang in die Höhe und fast wäre ein Ausruf des Erstaunens den Lippen des jungen Mannes entschlüpft und hätte vielleicht eine unangenehme Störung verursacht. Agathe zeigte sich seinen Blicken. Aber war es Täuschung der Sinne, oder Wirklichkeit: Agathe trug Felicens Züge. Die Binde verhüllte ihre schöne Stirn, aber es blickten von dieselben Augen an, es war dieselbe Gestalt. Er war wie versteinert, und seine Blicke fest auf die Schauspielerin gerichtet. Jetzt ertönte ihre biegsame metallene Stimme; ja auch diese hatte Aehnlichkeit mit Felicens, nur zarter, weicher, wie auch die ganze Gestalt ihm wie in duftige Schleier verhüllt erschien. Seine Augen waren an Dolores gebannt, sie folgten jeder ihrer Bewegungen mit Entzücken, und er befand sich wie in einem Zauberkreise, der sich immer enger mit jeder Tonwelle, die sein Ohr berührte, sein Herz traf, um dieses legte. Die Oper war beendet, stürmisches Applaudiren rief ihn in die Wirklichkeit zurück. Agathe erschien noch einmal, geführt von Max, und neigte sich freundlich dankend. — Jetzt erst dachte Victor daran, sich näher nach der Sängerin zu erkundigen, daß es eine Debütantin, war ihm im Rausche entfallen. Sein Nachbar gab ihm die Auskunft, daß es ein armes junges Mädchen, die Nichte oder Verwandte eines Musikdirektors sei, der sie zur Oper ausbildet. „Sie wird noch einmal als Norma auftreten und geht dann mit ihrem Onkel nach B.“ fügte der Herr hinzu.

„Und wann wird Norma gegeben,“ hatte Victor ungeduldig gefragt.

„Uebermorgen, junger Herr,“ antwortete lakonisch und spöttisch lächelnd, der Mann, doch Victor hatte nichts davon bemerkt, sein einziger Gedanke blieb der Freitag. An diesem Tage hätte er schon die Stadt verlassen sollen, doch daran war jetzt nicht zu denken. Er mußte noch einmal die wunderbare Ähnlichkeit mit Felicen, die ihn aber mehr als die bestimmte Braut gefesselt hatte, sehen.

Der Freitag fand Victor in einer Prosceniumloge, wo er Dolores noch näher war als im Parquet. Seine Leidenschaft wurde durch diese Auf- führung nur noch mehr gesteigert. Dolores sang und spielte prächtig. Herrn Philipps Erwartungen waren übertroffen und das Publikum ehrte die Künstlerin durch Hervorruf. Dolores hatte sich freier bewegt, sie war schon sicherer auf den Brettern und ihr Spiel zeigte von tiefem Verständniß und Erfassen ihrer großen Aufgabe. Nach dem Schlusse, als sie erschien, warf ihr Victor einen ausgewählten Blumenstrauß zu, sie nahm ihn auf und ein einziger dankender Blick lohnte ihm. Doch dies war ja alles und viel zu gering für des glühenden Jünglings Verlangen. Er wollte sie nur einmal sehen und sprechen, das wie aber war die Schwierigkeit. Am andern Tage mußte er unwiderruflich fort, doch in der Morgenstunde machte er noch eine Promenade bei Dolores Hause, vorbei, sah aber nur Herrn Philipp im Schlafrock am Fenster sitzen im Gespräch mit einer älteren Frau. Kein jugendlicher Kopf war zu erblicken. Mißmuthig warf er sich in den Reisewagen.

Acht Tage später befand sich Victor in B. . . , wohin ihn noch ein unvorhergesehenes Geschäft gerufen hatte, das schnell abgemacht war. Seiner Berechnung nach war Dolores noch nicht hier. Nichts hielt ihn länger und er begab sich nach dem Bahnhofe. Die Zimmer waren von Menschen gefüllt, die den Bahnzug erwarteten, der nach kurzem Aufenthalt weiter gehen sollte, um wie Victor die Reise da mit zu machen. Er hatte sein Billet besorgt und ging eine Cigarre im Munde auf dem Perron auf und ab. Ferner weißer Dampf zeigte das Nahen des Zuges. Das schrillende Pfeifen ertönte, der Zug hält still und den verschiedenen Coupes entsteigen die Bewohner, um andern wie-

der Platz zu machen. Victors Auge streift gleichgültig die Menge. Plötzlich hat sein Blick einen Gegenstand erfaßt, ihm unter Tausenden erkennbar. Es kann nur Dolores sein. Ein Taschentuch entfällt der jungen Dame, ohne daß sie es merkt. Victor hebt es auf und nachdem er es an seine Lippen gedrückt, eilt er dem Mädchen nach und reicht es ihr, indem er sagt, wie er gesehen, als sie es verloren. Sie nimmt es und ertöthet flüchtig, indem sie einige Worte des Dankes sagt. Victor kann den glücklichen Augenblick nicht so ungenüßt vorüber gehen lassen. Er fragt, ob sie nun für lange in B. . . bleiben würde und als sie ihn stau- nend und fragend ansieht, erwidert er sehr warm: „o, Fräulein, Agathe und Norma sind und bleiben mit unvergeßlich.“ Dolores lächelt und mit reizender Naivetät erwidert sie: „den Blumenstrauß werde ich als ersten Lohn meines geringen Verdienstes zur Erinnerung aufbewahren. Freudiges Staunen war jetzt auf Victors Seite, er führte Lorchens Hand an seine Lippen und hätte fast die Umgebung ver- gessen, aber ein leichter Schlag auf Lorchens Schulter und die Worte: „Lorchen, wo bleibst Du denn?“ erschreckten das Mädchen, und mit dem Rufe: „Mutterchen, ich komme,“ wandte sie sich an jene Frau, die Victor damals gesehen. Er grüßte sie und sagte Lorchens Lebewohl, denn denselben Augenblick ertönte die Glocke und rief ihn fort. Er wäre jetzt gern noch in B. . . geblieben, aber es war zu spät. Er mußte der Pflicht gehorchen, so schwer es ihm auch wurde. Wußte er doch jetzt, daß Lorchen ihn kenne; zwar nicht seinen Namen, aber sein Hoff- nungsstern flüsterte ihm zu, daß auch sie seine Er- innerung bewahren werde. Womit schmeichelt sich erwachte Leidenschaft und volle Jugend nicht, kein Ziel ist so entfernt, das nicht erreichbar scheint.

So war Victor jetzt nur auf das Eine bedacht, die bevorstehende Verlobung hinausgeschoben zu sehen. Aber welche Gründe sollte er dafür finden. Nein, von ihm durfte dies nicht ausgehen, wenn sein Plan gelingen sollte. Es gab nur ein Mittel, er mußte es ergreifen, mußte zu Felicens Edelsinn seine Zuflucht nehmen. Dies blieb ihm allein das richtigste und er beschloß, sobald sich nur eine Ge- legenheit finden würde, ihr seine Befürchtungen und Wünsche zu entdecken, von ihrer Aussprache sollte sein ferneres Handeln abhängen.

Es war am zweiten Tage nach seiner Rückkehr, als Victor nach dem Mittagessen Felice fragte, ob sie nicht einen kleinen Spaziergang mit ihm machen wolle; das Wetter, das einige Tage so unfreundlich gewesen, sei heute so lockend und er selbst so aufgelegt zum Laufen. Gern willigte Felice ein, bat die Mutter, ihr Mittagsschlafchen ja recht auszu dehnen, da sie ganz ungestört sei, holte sich Hut und Mäntelchen und ging mit Victor fort, der noch in der Thüre rief: „liebe Tante, warte nicht mit dem Kaffee, wir trinken ihn vielleicht außerhalb oder wenn wir nach Hause kommen, aber dies könnte etwas länger währen, denn sich nur, wie schön und lockend das Wetter ist.“ Und so war es in der That.

Der heiterste blaue Himmel schaute auf die jetzt ungeschmückte Erde herab, denn es war schon November, wo die Bäume kahl und die ganze Natur ein so trauriges Aussehen hat. Ein halber Sonnenblick ist da so erfreulich und ermuntert sogleich auch wieder ein gedrücktes Herz, das durch grauen Himmel und fallende Regentropfen nur noch mehr niedergedrückt wird. Die beiden jungen Leute, sonst so aufgeweckt und lebhaft in ihren Unterhaltungen, schienen heute noch nicht von dem schmelzenden und erweckenden Sonnenstrahl berührt zu sein. Sie gingen stumm nebeneinander. Jeder trug gewiß dasselbe Verlangen in sich, ein Thema zu besprechen, aber sie schienen beide nach passenden Worten zu suchen. Endlich brach Felice das Schweigen und sagte: „lieber Victor, darf ich Dich wohl um die Ursache Deiner Veränderung fragen, vielleicht kann ich Dir helfen, denn daß Du irgend einen Kummer hast, ist mir nur zu gewiß.“

Victor ergriff ihre Hand und erwiderte mit einem Seufzer: „ja Felice, Du hast mich errathen, Dank Dir dafür! Aber wie wirst Du es aufnehmen, was ich Dir allein vertrauen will. Ja, Du nur kannst mir, wenn auch nicht gerade helfen, doch den ersten Sturm beschwören, oder — — —“

„Aber so sprich doch nur,“ rief Felice, „mir wird ganz Angst, was ist denn geschehen?“

„O, Felice, zürne nicht,“ nahm Victor wieder das Wort, und sah ihr so bittend in die Augen, „nein zürne mir nicht, wenn ich Dir jetzt ein Geständniß ablege, was Du wohl nicht erwartest.“

„Nun,“ rief ungeduldig das Mädchen.

„Ich kann Dich nur wie meine Schwester lieben,“ entgegnete mit gepreßter Stimme der junge Mann.

„Und ich liebe Dich als meinen einzigen Bruder,“ sagte Felice heiter und schlang den Arm um ihn. „Weiter ist es nichts, und darum mach' Du Dir und mir solchen Kummer,“ fuhr sie lächelnd fort. „Glaubte ich doch, Gott weiß, welches Unglück Dich betroffen. Aber da Du mich nicht liebst, so muß Du nothwendigerweise dahinter gekommen sein, daß Du eine andere mehr, nicht wie eine Schwester, liebst, und diese andere muß Du mir zeigen, ich muß sie kennen lernen, sie soll meine liebe Schwester sein!“

Victor war außer sich vor Freude. Er küßte mit mehr als brüderlicher Leidenschaft Felicens Hände, daß diese drohend saete: „wenn das aber meine Schwester sähe, so würde sie eifersüchtig werden. Aber nun sage mir auch, wie heißt Deine Auserwählte, wo wohnt sie, wie sieht sie aus? Das ist die Hauptsache. Gewiß ist sie schöner als ich“ rief sie holdelachend.

„Für mich, ja; und doch bist Du eben so schön wie sie, und sie wie Du.“

„Schmeichler, jetzt sprich ordentlich nach der Reihe, male sie mir vom Kopf bis Fuß.“

„Ja, das will ich,“ sagte lächelnd Victor. „Du sollst ihr Bild sehen.“ Damit zog er eine Bürste aus der Tasche, an deren Rückseite ein kleiner Spiegel eingefügt war, und hielt diesen Felicen vor das Gesicht.

Felice sah sich im Spiegel und erröthete etwas unwillig, doch Victor ließ sie zu keinem Worte kommen, sondern sagte wehmüthig ernst: „ja, Dolores ist Dein vollkommenes Ebenbild, nur kleine Abweichungen finden zwischen Euch statt. Du bist etwas größer und voller, Deine Augen haben vielleicht mehr Glanz, aber Dolores' Blick ist nicht minder seelenvoll. Sie sind von demselben Schnitt und demselben Blau. Deine Farben sind blühender, Dolores ist zarter, schlanker, weicher; sie ist sanfter und paßt besser zu meinem Charakter, dem der Deinige zu sehr gleicht.“

„Victor, jetzt liebe ich sie schon, nenn es Egoismus oder wie Du willst. Aber Deine Dolores soll mir willkommen sein. Nun, sag' schnell, wo ist sie?“

„Ja, Felice, das ist mein Kummer. Sie ist jetzt in B. engagirt als Sängerin. Sie ist jene Agathe und Norma, von der ich Dir gesagt. Ich sah sie nur noch einmal flüchtig in B. auf dem Bahnhofe, als ich im Begriff war, abzureisen. Ich weiß nicht, ob meine flüchtige Begegnung einen Eindruck auf sie gemacht hat; sie, die täglich jetzt von Verehrern umringt, Schmeicheleien und Huldigungen ohne Maaß einerntet wird.“

„Armer Victor, aber was willst Du nun beginnen?“ fragte Felice

„Was ich beginnen will,“ rief er, „ich will an sie schreiben, ihr will ihr meine Hand anbieten, ja, das will ich!“

„Nein, Victor, das wirst Du nicht,“ sagte anst aber bestimmt das Mädchen.

Schon wollte er aufbeugen, aber Felice legte ihm läse den Finger auf den Mund und sprach ruhig: „laß mich ausrufen, Victor. Denke zuerst an Deine Pflegeeltern, Du mußt sie davon unterrichten, bevor Du weitere Schritte thust. Ist Dolores, wie ich glaube, ein edles Mädchen, Deiner werth, so bleibt sie Dir unverloren, auch wenn Du noch einige Zeit hingehen läßt, ehe Du Dich ihr wieder näherst. In jedem Falle verspreche ich Dir meine Hilfe. Laß uns nun aber ruhig überlegen, wie Du am Besten zu Deinem Ziel gelangen kannst.“

„Ja, für's erste darf unsere Verlobung nicht satt finden,“ rief bittend Victor.

„Das versteht sich, ich werde dies Geschäft auf mich nehmen, doch dürfen wir nicht so plötzlich die Wünsche der Eltern zerstören; ich werde sie darauf vorbereiten.“

„Ja, Felice,“ suche nur Zeit zu gewinnen, sieh ich will Alles thun, was in meinen Kräften steht; ich will nicht an Dolores schreiben, ich will, wenn auch mit schwerem Herzen, warten und auf Dich vertrauen. Du bist so klug, meine Schwester, ich fürchte mit meinem Ungestüm alles verderben.“

Felice entgegnete: „ich glaube, Du thust daran auch am Besten. Doch nun, ehe wir weiter sprechen, erzähle mir Deine ganze Bekanntschaft mit Dolores, damit wir auch unsere Pläne richtig und gut bearbeiten können.“

Mit schnellen feurigen Worten schilderte Vic-

tor seine Empfindungen bei Dolores Anblick und die kurze Unterredung mit ihr. Felice schüttelte wohl den Kopf und ein trüber Ernst verschleierte ihre sonst so heitern Züge. Dann sagte sie: „Victor, glaubst Du wohl, daß, wenn Du ihr jetzt schriftlich die Frage stelltest, sie Dir das Jawort geben würde, und hat sie keine Angehörigen, die ein Wort mitzusprechen hätten?“

„Ja wohl, Dolores hat eine Mutter und einen Pflegevater, der Musikdirektor ist, und sie ausgebildet hat.“

„Nun, da glaube ich kaum, daß diese beiden Dir ohne Umstände die Braut zuführten. Du bist ihnen ganz unbekannt und selbst Dolores, an Huldigungen wie die Deinigen gewöhnt, wird darin vielleicht auch nicht mehr, als dies gewöhnlich der Fall ist, gesehen haben! Victor wollte sie unterbrechen, aber Felice fuhr fort: „das glaubt Deine Liebe und Deine Eitelkeit nicht, aber meine Ansicht geht dahin, daß ich erst der Mutter so nach und nach meine Wünsche so ausspreche, daß ich noch gern die Freiheit genießen möchte und die Verlobung hinausgeschoben wird. Dann bereite ich sie allmählig darauf vor und vertraue ihr, daß Du wohl eine andere Liebe hegtest und muß dann, ehe ich weiter gehe, erst ihre Ansichten wissen. Sind diese irgend günstig, wozu ich das meinige redlich beitragen will, so trete ich mit Deinen Wünschen deutlicher hervor, und ich glaube gewiß, es wird gelingen. Dann reißest Du nach B., siehst Dolores und hat Deine Liebe keine Abkühlung erlitten, so findet sich wohl das weitere. Einen andern Rath weiß ich nicht, bist Du hiermit zufrieden?“

Victor drückte ihr lebhaft die Hand und sagte: „ich muß wohl, daß ich aber nichts, gar nichts soll so lange von mir hören lassen, ist grausam und der einzige Punkt, der mir nicht gefällt.“

„Dies behandle, wie Du willst, ich kann Dir nichts rathen, keine weiteren Schritte zu thun.“

Die jungen Leute sprachen noch lange darüber, bis sie von ihrer Promenade zurückkehrend das elterliche Haus wieder betraten. Die Unterredung hatte beide in einer Hinsicht beruhigt, aber was lag nicht noch vor ihnen, das überwunden werden mußte. Das Ziel lag noch in weiter Ferne. — Ein Glück war es, daß Felice sich bisher die Rube ihres Herzens bewahrt hatte, und nun klaren Ein-

nes, ohne schmerzliche Empfindungen an das Werk gehen konnte. Aber selbst, wenn sie mehr als nur schwesterliche Gefühle für Victor in ihrem Busen gehegt hätte, auch dann würde sie mit Selbstaufopferung, wenn auch blutenden Herzens, dasselbe gethan haben.

Die Gelegenheit fand sich schon am andern Tage, als Madame Liebau mit einer Filetarbeit an ihrem Tischen saß und Felice ebenfalls mit einer Arbeit beschäftigt am andern Fenster ihren Platz hatte.

Felice hatte schon in Gedanken nach einem Anfang gesucht, endlich faßte sie sich ein Herz und sagte: „liebe Mutter, in drei Tagen ist doch Victor's Geburtstag, der immer mit einer Festlichkeit begangen wird, diesmal wäre es ihm weit lieber, wie er mir gestern sagte, wenn wir ganz still unter uns blieben; wollen wir es nicht so machen?“

Die Mutter horchte auf und erwiderte: „dieses Mal wünschte der Vater und ich nun eine Gesellschaft, wir haben schon alles verabredet und Ihr solltet eigentlich gar nichts davon wissen, doch wollte ich es Dir, liebes Kind, noch vorher sagen, welche Freude Euch erwartet.“

„Ach Mutter, sag' es mir gleich,“ bat Felice.

„Der Vater wird schelten, Du mußt mich nicht verrathen,“ sagte lächelnd Madame Liebau. „Gute Verlobung soll dabei veröffentlicht werden.“

„Nein, nein Mutter, ich bitte Dich,“ rief Felice und umschlang dabei der Mutter Hals, indem sie leise hinzufügte: „Mutter, ich möchte mich noch nicht verloben, ich weiß nicht, ob ich Victor liebe. Ich bin ihm gut wie einem Bruder, und auch er liebt mich wohl nur wie seine Schwester. Laß uns noch unsere Freiheit, laß uns noch uns selbst und gegenseitig prüfen, ob wir auch für einander passen, damit wir nicht unglücklich werden.“ Ihre Stimme war nach und nach lauter geworden, ihre Wangen glühten und ihre Blicke hingen jetzt so bittend an den Lippen der Mutter.

„Aber Kind,“ entgegnete diese, „willst Du uns das erste Mal betrüben, willst Du des Vaters liebsten Wunsch durch eine Laune zerstören, oder?“ sagte sie, der Tochter fest in die Augen blickend, „ist es mehr als eine jugendliche romanhafte Laune, wie der Vater sagen würde, und verbirgst Du dahinter eine andere Leidenschaft?“

„Nein, meine Mutter, „mein Herz ist frei, ganz frei,“ betheuerte sie, die Hand auf die klopfende Brust legend.

„Und was wird der arme Victor über Deine Weigerung sagen, er, der gewiß schon lange daran gedacht, wie wird er sich betrüben!“

„Nein, Mutter, das wird er nicht; ich beschwöre Dich, erfülle unsere Bitte und sprich mit dem Vater darüber, er wird gewiß nichts dagegen haben, wenn Du uns nur beistehst.“

„Ja, wenn nur ordentliche Gründe wären, aber so begreife ich weder Dich, noch Victor. Andere junge Leute an Eurer Stelle könnten es nicht erwarten und Ihr schiebt muthwillig Euer Glück in die Ferne. Etwas steckt noch dahinter, ich muß mit Victor sprechen, um zu erfahren, von wem es ausgeht. Vertraue mir doch Felice, Du bist mir viel zu theuer, als daß ich Dich zu einer Verbindung zwingen würde, die Dir widerstrebt, oder habe ich mich denn bisher so ganz in Dir geirrt?“

„Liebe Mutter,“ bat wiederholt Felice, „ich liebe bis jetzt Niemand so wie Dich, Papa und Victor, doch diesen nicht, wie man den wohl lieben muß, von dem man freudig das Wohl und Wehe des Lebens abhängig macht.“

Einige helle Perlen fielen aus den Augen des Mädchens, die Mutter war ergriffen und sah wohl, daß sie nicht nur eine Laune zu bekämpfen habe. Sie drückte Felicen an ihre Brust, strich freundlich über ihre Wangen und sagte mild: „was ich dabei thun kann, wird gewiß geschehen, sei nur ruhig, liebes Kind, unglücklich sollst Du und Victor nicht werden. Ich werde mit dem Vater sprechen.“

Und so geschah es auch. Herr Liebau konnte die Weigerung erst nicht begreifen, doch als seine Frau ihm sagte, daß Gewalt ihren Lieblingewunsch noch mehr entfernen würde, so versprach er ihr, weder mit Victor noch mit Felice darüber zu sprechen, und der Zeit die Entscheidung zu überlassen.

So war der erste Schritt glücklich gelungen. Victor's Ungeduld wurde aber immer mehr auf die Probe gestellt, denn Felice hatte sich noch nicht entschließen können, mit der Mutter von Dolores zu sprechen. Sie wollte noch eine geraume Zeit dazu abwarten. Victor drängte sie an ihr Versprechen, so oft sie allein waren, und der junge Mann

wünschte nichts so sehr, als Felicens Zustimmung zu einem Briefwechsel mit Dolores. Sie bat ihn, sich noch einige Zeit zu gedulden, überließ das letztere aber wie anfangs seinem eigenen Ermessen.

So war das Weihnachtsfest vor der Thür und bei den mancherlei Vorbereitungen dazu hatte in einer vertraulichen Abendstunde Felice Victor's Geheimniß der Mutter offenbart, doch kaum hatte diese gehört, daß es eine Sängerin sei, die Victor liebe, als sie, die Stirn runzelnd, gesagt: „nein, mein Kind, ich will nichts davon wissen. Mag Victor darüber allein mit dem Vater sprechen, ich kann es ihm nicht zuerst sagen. Der Vater hat bis jetzt gehofft, Ihr würdet Euch besinnen; laßt das schöne Weihnachtsfest wenigstens vorübergehen, wo wir immer so vergnügt gewesen, und raubt dem Papa nicht auch diese Freude. Sage das Victor, mag er dann handeln, wie er will, er ist Mann genug dazu. Dich, Dich, mein süßes Kind, um eine Theaterprinzessin aufzugeben, dies kann ich ihm nie verzeihen.“

Lorchen schritt rüstig weiter auf der Künstlerbahn, aber soviel Rosen sie geerntet, so viele Dornen hatten sie auch schon auf der so kurzen Laufbahn erndet. Sie besaß zu viel Gemüth und Herz für eine Schauspielerin und eben ihre Tugend war es die ihrer Umgebung auf den Brettern ein Dorn im Auge war. Befand sie sich dann wieder in ihrem traulichen Zimmer bei der liebenden Mutter und ihrem verehrten Lehrer, hatte sie allen Zügelhaft des Theaterlebens bei Seite geworfen, dann suchte sie auch so viel wie möglich die Cabalen und Kanke ihrer Gefährten zu vergessen. Fräulein Lisette Remi war es besonders, die einen ungemessenen Groll auf sie geworfen hatte und ihr dies zu jeder Zeit fühlen ließ. Lisette war erste Liebhaberin und bisher die Geliebte des Tenoristen Eduard S. gewesen. Lorchen als erste Sängerin mußte nun oft mit Eduard spielen und zärtliche Scenen aufführen. Eduard besaß eine schöne Stimme und leichtes gewandtes Spiel. Lorchen schätzte beides an ihm und es war ein Genuß, diese beiden Künstler vereint wirken zu sehen, denn Lorchen dachte nur an die Kunst. Sie kannte auch Eduard's und Lisette's Verhältniß und war außer der Bühne nur das freundliche, aber jenen

in gewisser Entfernung haltende Mädchen. Auch Eduard nahte sich ihr nur ehrfurchtsvoll; Lorchen hatte ihm Achtung eingeflößt, sie war so ganz verschieden von den andern weiblichen Mitgliedern, und in Eduard's Betragen gegen Lisette mischte sich eine gewisse Kälte. Diese, das Gegentheil von Lorchen und von lebhaftem, feurigem Charakter, hatte dies bald bemerkt und quälte sowohl Eduard als das unschuldige Lorchen mit ihrer unbegreiflichen Eifersucht.

So war der Aufenthalt in B. durchaus kein angenehmer, doch sprach sich Lorchen nicht weiter darüber aus, als zuweilen gegen ihre Mutter. Sie lebten ganz eingezogen wie in J., machten dann und wann Spaziergänge, doch wiesen sie alle zahlreichen Einladungen ab und nahmen nie Herrenbesuche an. Eines Tages, als Lorchen grade beschäftigt war, sich an ihrem Costüm noch einige Veränderungen zu machen, das sie am Abend als Gräfin Melanie im Maskenball tragen wollte, und ihr einige Perlen fehlten, die noch am Kopfschuß befestigt werden sollten, suchte sie in ihrem Nähtisch danach. Sie hatte ihn geöffnet, die zierlichen Kästchen waren mit verschiedenen Gegenständen angefüllt. Bald fand sie das Gesuchte, nahm aber dann von einem andern Kästchen den Deckel und blickte lange unverwandt auf ein vertrocknetes Blumenbouquet, während sie leise vor sich hin sagte: „du liebes kleines Andenken bist nun vertrocknet, aber ich werde Dich bewahren, wie ich ihm versprochen habe, obgleich ich ihn wohl kaum einmal wiedersehen werde. — Es war gewiß die einzige wahre Huldigung, die mir wurde, wenn ich nur wenigstens seinen Namen wüßte. Aber wozu, vielleicht denkt er nicht einmal mehr an mich und eine andere Norma hat mich längst verdrängt.“ Ein Seufzer entschlüpfte ihrer Brust und schnell verschloß sie das Kästchen.

In demselben Augenblicke trat Herr Philipp etwas geräuschvoll in das Zimmer, sein sonst bleiches Gesicht war geröthet und er warf sich unmutig in das Sopha. Lorchen sah in fragend an. Herr Philipp verstand diesen Blick und sagte: „nein, ich kann und mag dies nicht länger leiden, es ist eine abscheuliche Ungerechtigkeit und Cabale, die gegen Dich vollführt wird. Lorchen, Du kannst nicht länger hier bleiben, Dein guter Ruf, auf den

ich so gehalten, ist verläumdert, Lisette ist die Anstifterin und hat zahllose Genossen und Helfershelfer, da ihr kein Mittel zu schlecht und niedrig genug ist, sich diese zu verschaffen. Eduard war noch der Einzige in der ganzen Gesellschaft, der Deine Vertheidigung übernahm, aber da hättest Du Lisetten sehen sollen. Mein Vorchon, in dieser giftgetränkten Sphäre mag ich Dich nicht lassen. Ich habe meinen und Deinen Abschied eingereicht und er ist angenommen, das Ganze war nur darauf angelegt. Wir räumen Ihnen das Feld, nicht aus Feigheit, nein, aber ich denke an Dich und Deine Mutter."

Vorchon war erschrocken aufgesprungen und hatte zitternd Herrn Philipp zugehört. Die Mutter kam jetzt auch dazu. Schnell wurde sie von allem in Kenntniß gesetzt. Herr Philipp fuhr dann fort, daß vor einem Monate ihm ein Engagement in N. für sich und Vorchon angeboten sei und er augenblicklich darum schreiben würde. Madam Berg erbleichte. War es Freude, war es Schmerz, was jetzt in ihrem Innern die Oberhand gewann. Ein Kampf fand statt, aber nicht äußerlich; nein, sie hatte sich daran gewöhnt, alles, was auf diese Epoche ihres Lebens Bezug hatte, allein zu durchleben. Ihre Umgebung hatte also auch keine Ahnung von dem, was die Mutterbrust bewegte und ihr Herz stärker schlagen ließ. Sie verließ auf kurze Zeit das Zimmer und als sie es wieder betrat, war sie ganz ruhig und sagte zu Herrn Philipp: „ja, auch ich muß Ihnen gestehen, daß ich mich hier nicht heimisch gefühlt, ich wünsche eine Veränderung und N. ist mir ganz recht; es ist zwar weit, aber wir können kaum mehr auf eine eigentliche Heimat rechnen, seit Vorchon diese Laufbahn ergriffen hat. Aber lieber Herr Philipp, ich bitte um eine Bedingung, die Sie mir nicht ab schlagen müssen, mögen Sie mein Verlangen auch kindisch oder lächerlich nennen. Vorchon mußte unter einem andern Namen dort auftreten. Lisettens Nachsicht kenne ich, sie wird sich kaum damit begnügen, uns entfernt zu haben. Also nur unter dieser Bedingung gehe ich mit nach N."

„Nun, das ist eine Kleinigkeit," rief Vorchon, „diesen Wunsch können Sie der Mutter schon erfüllen."

„Es ist bedeutungsvoller, als Sie glauben, aber da Vorchon im Beginn des Künstlerlebens ist, so

will ich nachgeben und dies dem dortigen Direktor vorstellen, wir können dann immer noch thun, wie wir wollen."

„Nun, so werde ich bloß den Vornamen, der etwas auffallend ist, ändern, liebe Mutter, ist Dir das recht?"

„Ja, mein Kind, damit bin ich auch zufrieden. Berg ist ein gewöhnlicher Name, Du kannst Dich Lenore Berg nennen."

„Nun wenn's weiter nichts ist," lächelte Herr Philipp, daran soll unser Vorhaben nicht scheitern." —

(Schluß folgt.)

Astorga.

Aus W. v. Riehl's „Musikalische Charakterköpfe," ein kunstgeschichtliches Skizzenbuch.

Emanuel von Astorga, gewöhnlich mit dem Zusätze „der Baron," heißt ein italienischer Sänger und Lieddichter aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

Ich denke mir Astorga als eine hohe, stolze, adeliche Gestalt, doch ein wenig gebeugt von der Wucht geheimen Wehes, das Profil in feinen, aber kühnen Umrissen gezeichnet, ein brennendes, dunkles Auge, ein geisterhaft gebleichtes Gesicht zwischen lang wallenden rabenschwarzen Locken. Man wende mir nicht ein, daß der Mann muthmaßlich eine Alongeperücke getragen oder mindestens das dunkle Haar weiß gepudert; Perücke und Puder würde eine Lüge in seinem durch und durch romantischen Charakterbilde sein. Manieren und äußere Formen sind weltmännisch gewandt; doch unter dieser leichten Maske, die Erziehung und Gewohnheit gewoben, lugt der Dichter hervor, der im Glanze der Höfe hatte leben müssen, wo er doch so viel lieber ganz mit sich allein gelebt hätte. Nicht bloß seine von Feuer des Südens durchglühten Lieddichtungen stampeln ihn zum musikalischen Romantiker in der Zopfzeit, auch seine äußere Persönlichkeit, seine Lebensschicksale, die sich wie zum Gedichte verknüpfen. Es klingt darin die uralte Mähr wieder von dem Ausgestoßenen, von der Seele, der sie den Lebensnerv vergiftet hatten und die sich aus der Welt

der Thaten in die Traumwelt der Kunst als in eine klösterliche Freistatt zurückzieht.

Wir begegnen dem zwanzigjährigen Jüngling zuerst — auf dem Rabenstein, wo ihn die Henkersknechte festhalten, damit er das Auge von der zuenden Leiche seines hingerichteten Vaters nicht abwende. Es war der schwachsinnige Philipp V. von Spanien, der mit solchen Mitteln den Geist des Aufsturus auf der seinem Königreiche zugetheilten Inseln Sicilien niederhielt, und Astorga's Vater hatte zu den Häuptern der Partei gehört, die für die Unabhängigkeit der Insel das Schwert geschwungen. Der Mutter brach das Herz. Von dem Sohne geht die Sage, er sei in dumpfer Bewußtlosigkeit wochenlang nicht von der Stätte des Entsehens gewichen, und das Leidensbild seiner jugendlichen Erscheinung drohte gewaltiger auf die sinnlich erregbaren Sicilianer zu wirken, als der Schreck der Hinrichtung. Da ließ ihn die Gräfin Ursini, die berühmte Oberhofmeisterin der Königin, oder richtiger des Königs, hinwegführen und in das Kloster Astorga in Spanien bringen.

Daher schreibt sich dieses Musikers bleiches Gesicht zwischen den schwarzen Locken, daher der leise Hauch der Schwermuth, der sich auf alle seine Werke gelegt hat. Aber hier scheidet sich auch gleich in der Wurzel der schwermüthige Zug in Astorga's Lieder ab von der Sentimentalität in den Werken der meisten modernen Künstler mit — bleichem Gesichte. Er hatte wirklich ein tragisches Schicksal durchgelebt, er hatte aus seinem eigensten, wahrhaftigen „großen Schmerz“ seine kleinen Lieder“ gemacht. Es war nicht die Spitalluft der Studierstube, sondern die Qual eines fürchterlichen historischen Augenblicks, die so blaß auf seinen Wangen lag.

Ueber seines Lebens Eingang und Ausgang schwebt das tiefste Dunkel. Man kennt nicht einmal seinen eigentlichen Namen. König Philipp hatte sein Wappen zerbrochen, seine Stammgüter eingezogen, der Familiennamen des Geächteten ist verschwunden und vergessen worden. Von dem stillen Kloster, wo Emanuel in der Kunst neuen Lebensmuth gewann, nannte er sich Astorga. Und der Born des Königs konnte es wenigstens nicht wehren, daß der Sohn des Hingerichteten seinem neuen Namen einen künstlerischen Adelsbrief gewann, der es ihn

verschmerzen lassen mochte, daß sein alter Name ausgerottet war. Gleiches Dunkel ruht über dem Ende des Meisters. Er soll sich in ein böhmisches Kloster zurückgezogen haben, man weiß nicht in welches, und dort gestorben sein, man weiß nicht wann. Und mitten inne zwischen diesem geheimnißvollen Eingang und Ausgang liegt ein Roman.

Aus dem spanischen Kloster war Astorga an den Hof des Herzogs von Parma gegangen, wo er gastliche Aufnahme fand und der Kunst des Gesanges leben konnte, die ihm Genesung gebracht hatte. Hier entspann sich dem dichterischen Jüngling ein Liebesverhältniß zu der Tochter des Fürsten, fast wie es Goethe im Tasso gezeichnet hat. Astorga war nicht minder unglücklich und dennoch glücklicher als Tasso. Der Herzog, da er das Ding durchschaute, schickte ihn nach Wien, an den musikalischen Hof jener Zeit, und so ward der Künstler um des Liebenden willen hinausgeführt in die große musikalische Welt, und das Opfer einer geknickten Leidenschaft trug ihm eine vortreffliche Kunstschule ein. Die Wiener Hofburg war damals eine wahre Freistatt für jeden tüchtigen Musiker. Die Kapelle Leopolds I. zählte nahe bei hundert Mann. Der Kaiser selbst prüfte ihre Mitglieder, er soll das Studium des politischen Kontrapunktes zum östern über dem des musikalischen vergessen haben und bei seinen Musikern mehr zu Hause gewesen sein, als bei seinen Ministern. Als er merkte, daß seine Stunde nahe sei, hat er die Kapelle vor sein Bett kommen lassen und ist so mitten im Konzert gestorben.

Der unglückliche sicilianische Edle fand an Leopolds liederreichem Hofe ein freundliches Asyl und der Kaiser würdigte ihn seines persönlichen Umgangs. Als derselbe gestorben war, ging Astorga hinaus in die weite Welt und durchzog halb Europa auf jahrelanger künstlerischer Wanderfahrt. Es war eine sehr aristokratische Kunstreise. Meist weilte der Liederdichter in Fürstenthümern. Ueberall ließ er den Ruhm seines Genius zurück, aber nur ein einzigesmal in seinem Leben ist er öffentlich hervorgetreten durch die Aufführung einer Operette.

So viel Städte und Länder er sah, verhüllte er doch sein Gesicht vor seinem Vaterland und wollte es nicht wiedersehen. Aber obgleich der Sänger seine heimliche Insel vergessen wollte, verleugnen

konnte er sie dennoch nicht. In dem zarten melodischen Wellengekräusel der Rondos aus seinem Kammerkantaten tönen die bekannten sicilianischen Volksweisen wieder. Es ist da, als ob der „Siciliano,“ das Urbild der sanftgleitenden Rhythmik des anmuthigen Sechachteltaktes, dem Komponisten unbewußt in den Ohren geklungen hätte. Es gemahnt uns nicht selten bei diesen Liebesgesängen Astorga's, als hörten wir das *O sanctissima* der sicilianischen Schiffer, zu dem die Ruder leise den Takt schlagen, indeß der laue Abendwind die zitternd verhallenden Klänge über die unendliche Fläche des ruhigen Meeres hinausführt.

Die Kritik hat die Aechtheit mancher der berühmten Einzelzüge aus Astorga's Lebensroman angezweifelt. Sie hat zu wenig Prosa, zu wenig Philister darin gefunden, um den Stempel der Glaubwürdigkeit wahrzunehmen. Die kargen Reste von Astorga's Werken geben mindestens insoweit Zeugniß für die Aechtheit jener Einzelzüge, als Sangesweisen und Harmonien überhaupt Zeugniß geben können für Thatsachen des äußern Lebens.

Es ist vielleicht mehr als ein Spiel des Zufalls, daß Astorga in seinem herrlichen *Stabat mater* die Stelle: „*fac ut animae donetur paradisi gloria*“ wunderbarerweise in Moll gesetzt hat. Ist das nicht die schmerzgetränkte, durch die Tiefe des Unglücks zur Kunst eingeweihte Seele, die selbst bei der Glorie des Paradieses einen Nachhall sehnsüchtiger Wehmuth nicht unterdrücken kann. Und dann die Stelle, wo es heißt, daß ein Schwert durch das seufzende Herz der Mutter Gottes gegangen sei! „*Pertransivit gladius!*“ Die Pässe schreiten bei den Worten dämonisch in chromatischen Gängen gegen die wogenden Oberstimmen heran, sie schneiden als mit Schwertesstärke in das Gewebe derselben ein. Wenige Tonmeister lassen das Mactervolle in dieser unzählige Mal komponirten Stelle dem Hörer so durch Mark und Bein gehen, als der sonst so milde Astorga. Das ist das Schwert, welches auf dem Richtplatze durch die Seele des Jünglings gegangen war, als es seines Vaters Leben mitten entzwei schnitt, und vielleicht unbewußt hatte er die Geschichte seiner eigenen Qual in Noten gesetzt.

Ein anderes großes Kirchenwerk des Meisters, sein Requiem, ist bis jetzt erst in Trümmern wieder entdeckt. Es reiht sich bei diesem Manne Dunkel

an Dunkel, aber das wenige, was wir von ihm gewiß wissen und besitzen, ist so köstlich, daß es nach dem Dunkeln und Verlorenen erst recht begehrlieh macht.

Wir gedachten oben der Kammerkantaten Astorga's. Eine solche Cantata a voce sola aus der Zopfzeit ist sonst meist eine klapperdürre schäferliche Liebesmusik, ein unendlicher, zu Trillern und Fiorituren ausgekräuselter Liebesseufzer. Ewig die gleiche Litanei von Treulosigkeit und Verrath und entsetzlicher Liebespein in Moll, oder andererseits von unaussprechlichem Liebesglück in Dur. Der gleichen Kantaten sind dann — buchstäblich — die Langeweile nach Noten. Sie sehen darum meist nicht bloß altmodisch aus, sondern widerlich runzelig, greifenhaft. Es ist, als ob Methusalem einem frisch blühenden siebzehnjährigen Mädchen ein Liebesgeständniß in Vockstrillern machte. Bei Astorga's Kantaten sind die Verse abgedroschen wie bei den übrigen, auch die spröde, ungelente Form ist beibehalten. Aber wir vergessen beides über der tiefen, warmen Seelenglut, die aus den über den magern Texten hinschwebenden Tönen quillt. Wie ein Murillo neben den Spätlingen der italienischen Malerei aus dem siebzehnten Jahrhundert nimmt sich Astorga's Kammermusik neben den gleichartigen Werken der ihm sonst verwandten Meister der neapolitanischen Tonschule aus. Der musikalische Tasse, der am Hofe von Parma für seine Eleonore schwärmt, ist es, der uns in diesen Liebeshymnen entgegentritt, nicht der steife Schulmeister Nicolo Porpora, der Solfeagien auf Liebeschwüre schreibt. Es ist die romantische Glut, der brennende Farbenton des Südländers, der den Astorga so scharf unterscheidet von den meisten seiner Zeitgenossen und ihn der Gegenwart so nahe rückt. Aber bei aller Glut der Leidenschaft verleugnet er doch niemals den musikalischen Aristokraten, die sanfte Würde, die feine, vornehme Zurückhaltung in allen Kunstformen. —

Es lassen sich vielleicht in der ganzen Geschichte der Musik keine zwei Charaktere auffinden, die in schrofferem Gegensatz zu einander stehen als Wenzel Müller und Astorga. Man mag es sogar einen barocken Einfall heißen, beide überhaupt nur neben einander zu nennen. Aber beide waren Naturen im vollen Sinne des Wortes, beide ursprünglich, genial, nur in Ziel und Mitteln polarisch aus-

einander gehend, beide ächte künstlerische Charakterköpfe. Müller schrieb für das Volk, Astorga für die kleine Schaar der dichterisch Geweihten; dieser war ein einsamer Geist, jener lebte in der Masse. Müller wird nicht mehr viel ästimirt, weil er zu populär war, Astorga ist so wenig mehr gekannt, weil er zu aristokratisch gewesen. Namentlich werden beide von den Köpfen der Schule ignorirt, Astorga, weil er ihnen zu viel Poesie, Müller, weil er ihnen zu viel Natur hat. Astorga blieb in seiner Wirksamkeit vereinsamt, Müller sah sich von zahlreichen Schülern umgeben. Dieser führte das Leben eines abesamen Spießbürgers, jener ward kämpfend und eingend von Abenteuer zu Abenteuer geschleudert. Von Müllers Lebensumständen weiß man fast gar nichts, es ist auch wohl wenig dabei verloren, desto mehr weiß man von seinen Arbeiten; von Astorga's Schicksalen ist im Vergleich viel bekannt, desto weniger von seinen Schöpfungen. Hier könnte man sich den Künstler aus seinem Lebenslauf konstruiren, dort den Lebenslauf aus den Kunstwerken.

Der stille Jubel, die mühsam gedämpfte Verzückung, das heimliche Columbusbewußtsein des Kunstfreundes, der unter einem Haufen von Schofelgemälden urplötzlich ein vom Schmutze der Jahrhunderte verschleiertes Meisterwerk entdeckt, ist oft genug in Spott und Ernst gemalt worden. Der Enthusiast wird da wieder zum Kinde, die Weihnachtsfreude längst verklungener Jahre lebt neu auf. Das mochte ich an mir selber wahrnehmen, als ich unter den musikalischen Handschriften, die ich aus einer alten holländischen Sammlung erworben, ein paar „neue“ Kantaten von Astorga fand, eben jene Liebesgesänge des Tasso von Parma, von denen ich oben gesprochen. Wenn man ähnliche vergrabene Schätze der poetischen Literatur wieder entdeckte,

dann würde der erste Gedanke sein, dieselben zu veröffentlichen. Bei musikalischen Schätzen ist das im Gegentheil der letzte Gedanke. Es giebt keine ganze Auflage von zahlungsfähigen Menschen mehr, die sich für einen Astorga interessirten. Der Gedanke, ein Meisterstück ganz allein zu besitzen, ganz allein genießen zu dürfen, hat auch einen hohen Reiz, einen etwas egoistischen freilich. Unlängst am hundertjährigen Todestage des großen Sebastian Bach, des Stolzes der deutschen Nation, mußte erst eine Bachstiftung gegründet werden, damit es solchergestalt möglich würde, die Werke des nationalen Meisters nach hundert Jahren doch auch endlich einmal der Nation vollständig und korrekt — auf Subskription — mitzutheilen! Zu diesem eklatant beschämenden Beispiel liefert keine andere Kunst ein Gegenstück.

Es erschien uns immer als ein ungeheurer Hohn, wenn wir bemerkten, wie neuerdings eine Kirchenarie von Stradella so fleißig in den Konzerten gesungen wurde, lediglich deshalb, weil es einem Librettodichter gefallen hat, eine Anekdote aus dieses alten Musikers Leben in Form einer Oper zu travestiren. Nun war auf einmal der längst vergessene Stradella anziehend geworden, man war doch neugierig zu wissen, wie der Mann in Wirklichkeit gesungen habe, der jetzt auf den Brettern als ein so sentimentaler tenore amoroso umgeht.

Verehrt Astorga's haben sein herrlichstes Werk, das Stabat mater, vor etlichen Jahren stechen lassen, nicht um eines Gewinnes willen, sondern um ihrer Begeisterung ein Genüge dadurch zu thun, daß sie dieselbe auch in andern entzündeten. Die Firma eines Verlegers ist nicht auf dem Titelblatte der Partitur zu sehen, dieses ist nur durch ein einfaches Kreuz geschmückt.

Wenn in solcher bangen Ferne.

Chafele.

Wenn in solcher bangen Ferne Deine Stimm' im Traum
mir klang,
Und ein Strahl aus Deinem Auge in des Busens Tiefen
drang:
Stimme war es der Sirene, die mit ihrem Zauberlied
Mich verlockt in's Bodenlose, die der Sehnsucht heißen
Gang

In mir weischt zur wilden Flamme, die den träumerischen
Geist

Zu des Abgrunds tiefstem Tiefen in das Unermeßne
zwang:

Und der Strahl aus Deinem Auge, o welch' heißer
Glutenbrand,

Den zu löschen, den zu fühlen, Armer ich! vergeblich rang.
O Du Waller! selbst im Traum peinigt Dich der Heimat
Bild,

Und der Sehnsucht heißes Brennen zieht den Pfad
mit Dir entlang!

— Selig sind der Aeren weiße Hirnen, die so engelbleich
 Küßen mit der Stirn den Himmel, der sich Ihnen nieder-
 schwang.“
 Flüsternd ihm in's Ohr die Bitte, die in ihrer Brust
 sich regt,
 Balsam träufelt gleich Heilung spritzet, fühlen einmal sie
 sich krank:
 Doch mich bauern kann der Gießbach, der in toller
 Ungeduld,

Vou dem Felsen in die Tiefe, und von Stein zu Steine
 sprang,
 Niemand's steht sein Haus er wieder: was er eifrig mur-
 melnd schwächt,
 Druht mich, ist ein Lied der Klage über seines Schicksals
 fals Gang.

M. Solitaire.

Dramaturgische Betrachtungen. *)

I.

Das Drama und das Leben.

Die deutsche Bühne wird gegenwärtig von zwei Gattungen der dramatischen Poesie beherrscht, den Dichterverken der Vergangenheit und ephemeren Nachwerken, welche sogleich wieder verschwinden. Nachwerke, Fabrikarbeiten beherrschen hauptsächlich die Bretter, aber die Poesie der Gegenwart, die wahre ächte Poesie liegt auf Bücherborden, schwer wie Blei und kann sich nur mühsam auf den Weg zum Schauspielhaus hinschleppen. Erreicht sie ihr Ziel, muß sie an der Pforte erst noch lange auf Einlaß warten. Blicken wir nach Hebbel und Otto Ludwig, den genialsten und kraftvollsten Vertretern des modernen Dramas. Man thut ihnen entweder gar nicht auf, oder weist sie sogleich wieder kurz ab. Der Poesie der Gegenwart ist jeder Zugang in die Welt, in das Leben, durch eine Mauer harter Schadel versperrt, während lahme Schulferde sich behaglich auf fetter Wiese umbettreiben und sich's wohl sein lassen.

Nur wenige Bühnen, wie das Wiener Burgtheater, das Dresdener und Berliner Hoftheater sind es, die neben älteren klassischen Werken auch einmal der Poesie der Gegenwart Einlaß gewähren. Doch nur auf kurzem Besuch. Eine Heimat finden sie noch nicht und kann sie leider auch jetzt nicht finden. Das Publikum ist allzu verwöhnt. Man begrüßt die fremden Ankömmlinge wohl, doch nur mit Höflichkeit halben. Kehren sie noch einmal wieder ist der Empfang ein noch kälterer. Zuletzt kümmer man sich nicht mehr darum, läßt sie kommen, gehen, mitlaufen, wie fünfte Räder am Wagen. Wahrlich, es wäre kein Wunder, wenn die Dichter nutzlos würden. Aber es ist doch wunderschön und

erfüllt den Freund echter Poesie mit Stolz und freudiger Hoffnung, daß sie es nicht werden, sondern den Kopf oben behalten. Das beweist die Kraft ihres Glaubens, die Stärke ihrer Ueberzeugung, das zeigt uns, daß sie bewußte Dichter, Männer sind, welche in dem sittlichen Ernste, mit dem sie ihrem begriffenen Ideale nachjagen, die Gewährung finden, daß ihre Schöpfungen doch einmal durchdringen müssen, — (wenn sie anders nicht an einer Welt verzweifeln wollen, die noch jetzt ebenso gut, wie vor fünfzig Jahren, vor Jahrhunderten, ihre Propheten lästert und — verhungern läßt an Seele und Leib.) Sie geben ihre Sache nicht auf, weil sie erst dann verloren sein würde; den Geist kann man bedrücken, aber nicht unterdrücken. Es ist nicht möglich, daß solche gewaltige Gestalten und Gebilde, so lebenskräftige Welten und Körper, wie sie Hebbel geschaffen, von dem Zahn der gegenwärtigen Zeit zernagt werden könnten. Der Geier des Prometheus haßte täglich, aber die Leber wuchs täglich neu. Nur Muth!

Es muß doch endlich der Zeitpunkt herankommen, wo sich die Welt von dem ewigen süßlichen faden Einerlei moderner lyrischer Dramatik nach dem kräftigen Mark des „dramatischen“ Dramas sehnt. Noch schmachtet jene und erwirbt sich fortwährend Freunde. Sollte aber das harte Leben der Gegenwart in seinen bitteren Contrasten nicht am Ende, wenn auch nur nach und nach, zur Vernunft, zur allmählichen geistigen Genesung führen? Die Krisis ist schon eingetreten, dauert freilich ein wenig lange, aber so lange soll auch unsere Hoffnung dauern.

Hebbels Dramen sind für die Zukunft, für das kommende eiserne Zeitalter, das Mannesalter der deutschen Nation. Für die Gegenwart sind sie zu groß, zu gewaltig und zu wenig faßbar. Wir stehen vor ihnen, wie am Fuße mächtiger Eisgebirge; erst in der Ferne können wir ihre stolze Größe, ihre Schönheiten ermessen. Und dazu noch — fürchtet der gewöhnliche Mensch die gewaltigen — kalten Massen, die raube Luft, die dort herrscht und bleibt lieber im warmen Zimmer.

Wer aber die Mühe nicht scheute, den freilich nicht bequemen, noch angenehmen Weg zu gehen,

*) Obgleich wir den hier ausgesprochenen Ansichten des Herrn Verfassers nicht in allem beistimmen können, machen wir doch keinen Anstand, den Artikel, der sehr viel wahres und durchdachtes enthält, unsern Lesern mitzuthellen.
 A. v. R.

der sah auch von Ferne das rosige Alpenglühn und stand bewundernd still vor so wunderbarer Pracht. Er fand köstliche, wenn auch nur sparsam verstreute Blumen, aber ihr kräftiger, lebenausströmender Duft war schöner als der von tausend Blumen, wie sie in flacher Ebene wachsen.

Halbsehende und Halberkennende, die ihre Ohren für das Wort gesunder Einsicht verstopfen, plappern da nun einzig und allein von der Schroffheit der Gestalten, der eisigen Kälte der Gegenden. Wie aber die grandiose Schönheit, die stolze Erhabenheit eine Eigenthümlichkeit jener Massen ist, so ist auch die starre Schroffheit „eben eine Eigenthümlichkeit.“ Wir müssen, um den Contrast recht begreifen zu können, das Entzückende und Schreckliche nebeneinander legen. Die scharfgetrennten Gegensätze allein würzen die Götterspeise der Dichtkunst.

O scheut die frische, klare, reine Luft nicht, die wahrhaft belebend, wie ein Hauch der Gesundheit auf euere, im wohlgeheizten Zimmer, auf weichem bequemen Polster verschlafnen Glieder einwirkt. Krank seid ihr geworden, ihr sollt gesund werden. Aber in euerem Zimmer werdet ihr's nimmer. Hinaus aus der Stickluft, hinaus aus der beengenden Schwüle; ihr fühlt sie nicht, weil ihr nicht draußen waret. Ihr schüttelt ungläubig die Köpfe. Hinaus in die Luft! In eurer Zimmeratmosphäre wird Herz und Geist so eng zusammengeschnürt, daß zuletzt nichts Vernünftiges, Wirkliches eng hinein geht und nur das lustige Gefindel der Träume noch Einlaß in eurer Seele findet. Scheut die frischkalte Luft nicht. Mag auch anfangs euch ein wenig frösteln — geht nur tüchtig vorwärts und ich versichere euch: ihr werdet schon warm werden!

Hier drängt sich uns zugleich die so oft schon beantwortete, aber so wenig beachtete Frage auf: was ist denn eigentlich Zweck und Ziel der Dichtkunst? Soll sie nicht Herz und Geist erheben, veredeln und stärken?

Es ist aber eine bekannte traurige Thatsache, daß die Mehrzahl des Publikums in schmählischer Beurteilung und Verwirrung auf der empörenden Ansicht fußt, die dramatische Kunst, das Schauspiel, wie es uns auf der Bühne vorgeführt wird, sei nur des Amüsemments halber da. Wenn das der Vorwurf der Kunst wäre, was hätte sie dann vor den Kunststücken der Taschenspieler und Seiltänzer voraus? Dann könnten wir ebensogut Mosenthal und Kogebue neben Schiller und Grillparzer, Iffland, neben Göthe und Shakespeare, Scribe und die Birch-Pfeiffer neben Molière und Lessing stellen und jedem einzelnen dieser drei Kategorien dieselbe Bedeutung beilegen. Ihr amüsiert euch gewiß bei Kogebue, Mosenthal, bei der Birch-Pfeiffer und Scribe. Aber ihr amüsiert euch doch jedenfalls auch, wenn nicht noch besser, bei Schiller, Göthe, Grill-

parzer und Lessing, da diese alles haben, was schön ist und ergötzt. Iffland schildert auch lebenswahre Situationen und Charaktere, (wie Göthe) aber nur die reine Prosa; er schreibt das Leben und die Natur und ist — kein Dichter. Mosenthal und Prechtler verstehen auch hübsche Reden zu machen, wie Schiller und Grillparzer, aber sie können auch weiter nichts, ihre Menschen bestehen aus Mondschein und Blumenstaub und sie sind auch — keine Dichter. Scribe ist ein Meister des modernen feinen Conversationslustspiels, aber er schildert uns moderne Uebertreibungen, moderne Laster, Schwächen und Vorzüge, Molière die ewig wiederkehrenden Thorheiten, repräsentirt von Menschen, wie sie immer existiren werden. Was ist's nun, das den gefeierten Bühnenmonarchen, den Herren Mosenthal, der Frau Birch-Pfeiffer &c. &c. fehlt? — der Kern. Sie haben nur die Schale (sie locken mit vergoldeten tauben Nüssen), unsere Dichterheroen aber, Schiller, Göthe, Grillparzer und Kleist, in neuerer Zeit Hebbel, Otto Ludwig haben beides, jeder in seiner Weise, Kern und Schale.

Also, Ihr wollt euch amüsiren, wenn Ihr in's Theater geht? Gut! Amüsirt Euch! Aber mit dem rechten Witz. Es scheint freilich, daß halb gebildete und ungebildete Menschen Anspruch auf ewige Existenz haben; wir wollen das gelten lassen, wenn wir auch bis zum letzten Athemzuge gegen sie kämpfen müssen.

Es ist gut und vernünftig, daß man nur einmal des Tages schwere Kost zu sich nehme. Man kann nicht Morgens früh zu Mittag speisen, Mittags noch einmal und Abends wieder. Der Kaffee, der Thee und allenfalls ein leidliches Stück Kuchen haben auch ihre Berechtigung gefunden. Aber ihr sollt nicht bloß Thee und Zuckerbrod genießen, denn dabei gedeiht ihr nicht, sondern ihr müßt auch einmal „ordentlich zu Mittag essen.“ (Wahrlich ein heterogener Vergleich.) Nach Tisch macht nur nicht etwa ein Schläfchen, sondern einen kurzen Spaziergang, zu guter Verdauung. So der Leib und so — der Geist.

— Es pflegt freilich so circa zehn Uhr zu sein, wenn man aus dem Theater nach Hause kommt, man ist schon müde und möchte so gern — schlafen! Ach ja! —

Aber ist es zu viel gefordert, wenn man sagt: ihr sollt das Gute, Schöne, Kräftige und Große, was ihr gehört und gesehn, in euch selbst verarbeiten, den Kern der Sache auch zu eigen machen und soweit es eben möglich, Anwendungen auf das Leben, in welchem ihr euch bewegt, daraus zu ziehen suchen? — „Halt!“ wird da erwidert — „was willst du? Die Poesie ist doch eine ganz andere Geschichte; man ist da in einer unwirklichen Sphäre und kann daher mit dem wirklichen Leben keine Vergleiche anstellen. Das Leben ist ja so kalt, so kahl,

nüchtern und trocken, so gar nicht — romantisch. Um uns etwas für's Leben zu holen, gehen wir nicht in's Theater. Der wirkliche Zustand der Welt mit seinen Kleinigkeiten, seinen Qualereien, seiner ganzen Miserabilität und Zerfahrenheit ist uns gerade zuwider; davon mögen wir auf der Bühne nichts sehen.

Wir gehen in's Schauspiel, um diese Welt zu vergessen und uns an den Freuden einer andern Welt, die uns für die Entsayungen des Lebens schadlos hält, zu erlaben. Die Gerechtigkeit, welche wir im Leben oft zu vermissen glauben, wollen wir wenigstens im Theater in ganzer, vollster Ausdehnung gelübt wissen. Was sich liebt, soll sich kriegen, jeder Spitzbube soll seinen Lohn finden und die angenehmen Unwahrscheinlichkeiten sind uns am liebsten. Wir denken dann: uns kann's vielleicht auch noch einmal so gut werden — und wie die Redereien alle heißen? — Eine babylonische Verwirrung der Ansichten!

Also verlangt man gar nicht von der Bühne, daß sie der Spiegel des Lebens sei, denn „am Leben ist ja nichts dran.“ Man will das Unmögliche, was die Verhältnisse nicht zugeben wollen, zum Trost wenigstens auf den Brettern in Erfüllung gehen sehen, geschieht das aber nicht, kommt einmal etwas vor, was mit scharfem Messer in die Wunden des Lebens schneidet, da heißt's: das wollen wir nicht, das Leben kennen wir schon; es ist miserabel genug.

Kleine Kinder! die die so nöthige Arznei nicht nehmen wollen, sondern immer nach Zuckerbrod schreien!

Also das Unwahre, das Märchenhafte, was nie existirt hat, noch existiren wird, sollte der Vorwurf moderner Poesie sein. Gottlob, haben wir diese Periode so ziemlich überwunden. Viele sogenannte „Dichter“ der Neuzeit scheinen freilich, in Uebereinstimmung mit dem gewissen Publikum, jener irrigen Meinung zu sein — ihre Produkte könnten wenigstens Zeugniß dafür ablegen. Diesen Leuten trauen wir jedoch immer noch eher Verstand, als poetisches Talent zu; wir glauben nicht ganz, daß sie wirklich so verrückt sind. Wir fürchten nur, daß sie aus Spekulation jener Ansicht in ihren Produkten huldigen.

Schüttle den Kopf, wer will. Schreiber dieses hat leider Gelegenheit gehabt, mit eigenen Augen zu sehen und mit eigenen Ohren zu hören, wie „ernst“ es der Mehrzahl moderner Schriftsteller mit dem eigenen Schaffen, mit der Kunst überhaupt ist. Die verkehrtesten Illusionen macht man sich in der That von den Persönlichkeiten unserer „Dichter.“ Es giebt darunter Leute, deren Sachen man hübsch, angenehm, auch wohl schön und edel gehalten findet, man fühlt eine Art Liebe zu dem „Dichter,“ man möchte ihn gern kennen lernen. Aber: mache die Bekanntschaft so und so vieler „Dichter,“ die du nur aus

Büchern kennst, und du wirst größtentheils auf die beleidigendste Weise über sie enttauscht werden. Liebe und Zuneigung wird im Nu zum Haß, zur Verachtung.

Kehren wir zurück. Uns kommen die sogenannten Zauberspiele bei dieser Gelegenheit wieder in den Sinn. Da haben wir den Raimund. Dieser Dichter schildert in seinen „Zaubermärchen“ (Verschwender, Alpenkönig und Menschenfeind) wirkliche Menschen mit Tugenden und Fehlern, wie sie stets wiederkehren; nur das Gewand seiner Dichtungen ist ein Märchenhaftes. Ihr Kern ist von Lebenslaste überströmt. Ein Menschenfeind, ein Verschwender etc., wie sie Raimund darstellt, sind stereotype Figuren in der Welt. Darum werden jene Produkte sich noch lange auf der Bühne halten, wie alles, was Kern hat.

Wenn aber, wie wir an so vielen neuen, sogenannten „dramatischen Gedichten“ sehen, die Personen, die Situationen und Ereignisse, vor allen die Thaten (oder Nichtthaten) fabelhaft und unwahr sind, während das Gewand, das der Wirklichkeit, des gewöhnlichen Lebens ist — da möchte man wahrlich oft in Verzweiflung aus der Haut fahren! — Die Zumuthungen, welche die Bühne ohnehin an die Illusion der Zuschauer stellt, sind doch schon groß genug; will man denn durch die größten Unwahrscheinlichkeiten und Unwahrheiten die Bühne mit Gewalt zu einer bloßen Gaukelbude herabwürdigen? — Doch — wir geben die Hoffnung noch immer nicht auf, wir glauben noch (mag man es auch einen Köhlerglauben nennen) an die Verwirklichung der Idee, wie sie Schiller von der Wirksamkeit der deutschen Bühne hatte. Es ist kein blinder Glaube; wir haben einen mächtigen Fürsprecher, an den wir uns halten können — das Leben! das wirkliche, harte Leben, wie es jetzt nun einmal ist, befindet sich im bestigen und gewaltigen Ringen mit den noch ziemlich uppig wuchernden Schlingpflanzen phantastischer Träumereien, falscher Sentimentalität, bornirter, blinder Schwärmerei und confuser Romantik.

Aber Muth! Muth! es ist ein glückliches Ringen. Alle die schönen Sachen, die duftigen und lustigen Gestalten senken beschämt das Auge nieder vor dem klaren, mitleidig — ironisch lächelnden Blick des Lebens, das sie mit dem kalten Hauche seines Mundes fortbläst. Sie kommen noch immer wieder — ihr Geschlecht ist wohl auf kurze Zeit zu verjagen, aber nicht so schnell auszurotten. Es bedarf nur eines gehörigen Sturmwindes, um das Alles mit einem Stoße in das Nichts, daraus sie stammen, zurückzuschleudern und für die Erde unschädlich zu machen.

(Fortsetzung folgt.)